

Oliver Henkel

Udo Reichle-Köber



Deus Vult

Slawendämmerung

Das Travetal, Grenzland zwischen dem deutschen Stormarn und dem slawischen Wagrien. Zwischen üppig grünen Wiesen und verstreut sprießenden Gehölzen wand sich der uralte Weg. Der ausgetretene Pfad war nicht ohne Tücken; leicht hätte ein unachtsamer Wanderer straucheln und stürzen können. Doch für Konrad bestand diese Gefahr nicht. Er ging mit zügigen, sicheren Schritten, denn jeder fußbreit dieses Weges war ihm von Kindesbeinen an bestens vertraut. Selbst in einer finsternen Neumondnacht hätte er sich hier zurechtgefunden.

Seine linke Hand ruhte auf dem Griff des Schwerts an seinem Gürtel. Natürlich befürchtete er keinen Überfall. Strauchdiebe gab es in dieser Gegend nicht mehr, dafür hatte sein Herr gesorgt. Aber Konrad war so stolz auf die Waffe, dass er diese Pose selbst dann einnahm, wenn es keine Zuschauer gab, vor denen es standesgemäß aufzutreten galt. Immerhin war er kein gewöhnlicher Krieger, sondern der Gefolgsmann eines großen Herrn. Dessen war er sich stets bewusst. Und jeder sollte das sehen.

Konrad gelangte an einen kleinen Bach, der den Weg durchschnitt. Als er seinen fuß in das gemächlich fließende Wasser setzte, murmelte er leise: „Vergib mir, Kusalka, dass ich dich störe in deinem nassen Hause und ...“ Als er merkte, was gerade über seine Lippen kam, brach er mitten im Satz erschrocken ab. Wie konnte er nur die Kusalka anrufen? Er hatte doch dem Irrglauben seines Volkes abgeschworen und sich mit ganzem Herzen dem Christengott verschrieben. Vater Vicelin hatte ihn gelehrt, dass die Kusalka kein mächtiger Wassergeist war, sondern nichts als eine armselige Dämonin ohne jede Gewalt über Leib und Leben eines getauften Christenmenschen. Genau wie der Vierfache Gebieter, an den er früher seine Gebete gerichtet hatte. Dass ein Teil von ihm noch immer nicht von den alten Gewohnheiten ablassen wollte, beschämte Konrad. Plötzlich kam ihm das Kreuz, das er um den Hals trug, sehr schwer vor.

Eilig verbannte er jeden Gedanken an die Kusalka aus seinem Kopf und setzte seinen Weg fort. Wollte er bis zur Mittagsstunde Barnice erreichen, musste er sich sputen. Auf gar keinen Fall durfte er seinen Herrn erzürnen, indem er ihn warten ließ. Zu viel hatte er Ritter Heinrich zu verdanken. Auch wenn das, was er sich am meisten ersehnte, ein ferner Traum bleiben musste.

Die Sonne hatte den höchsten Punkt am Himmel noch nicht erreicht, als Barnice in Sicht kam. Schon von ferne konnte Konrad den hölzernen Wehrturm erkennen, der die Flussniederung überragte. Daneben lugten die steilen Schindeldächer der Häuser und Ställe über den schützenden Wall. Das war die Burg des Ritters Heinrich. Hier sprach er im Namen des Kaisers Recht und wahrte den Frieden in dem ihm anvertrauten Grenzland.

Die Trave als Grenze zu sehen, fiel Konrad nach wie vor schwer. Früher hatte er sich auf beiden Seiten des flusses mit gleicher Unbefangenheit bewegt, ohne einen Unterschied wahrzunehmen. Schließlich lebten hier wie dort Menschen seines Volkes, seiner Sprache. Doch irgendwann war ihm klargeworden, dass die Trave zwei Welten voneinander scheidet. Östlich des flusslaufs erstreckte sich das Land der Slawen, in dem seit alters her der Vierfache Gebieter verehrt wurde. Dort war Konrad geboren worden. Auf dem Westufer hingegen herrschten seit langer Zeit die Sachsen, die ihren Gott von weit her mitgebracht hatten. Den Gott, zu dem sich Konrad nun bekannte.

Mit dem nahen Ziel dicht vor Augen beschleunigte er seine Schritte. Aber als sich nach der letzten Wegbiegung hinter einem dichten Gebüsch erstmals der ganze Blick über die Ebene vor der Burg öffnete, hielt er unwillkürlich inne. Er sah jemanden in der Wiese am Wegesrand, keinen Steinwurf entfernt. Ein zauberhaft schönes Mädchen, das im hohen Gras stand und Blumen pflückte. Konrad schlug plötzlich das Herz bis zum Hals, und seine Knie wurden so weich, als wollten sie jeden Moment unter ihm nachgeben. Ganz so, wie es ihm jedesmal erging, wenn er Hildrun erblickte.

Hingerissen bewunderte er ihr anmutiges Gesicht, das Spiel des Sonnenlichts auf ihrem offenen blonden Haar. Und dabei überkamen ihn brennende Gewissensbisse. War es recht, der Tochter seines Herrn solche Gefühle entgegenzubringen, und seien sie auch nur heimlich und fest in seinem Herzen verschlossen? Oder erwies er sich damit auf schändliche Weise des Vertrauens und der Güte unwürdig, die Ritter Heinrich ihm entgegenbrachte? Diese Frage quälte ihn immer wieder. Keine Beichte, kein Gebet hatte ihn von den brennenden Zweifeln erlösen können.

Mühsam schluckte er den Kloß herunter, der sich in seinem Hals gebildet hatte, und setzte seinen Weg fort. Als Hildrun ihn bemerkte, lächelte sie ihm zu und wünschte ihm einen guten Tag. Konrad versagte beinahe die Stimme vor Aufregung; er verbeugte sich ehrerbietig und schaffte es zu seiner Erleichterung, den Gruß ohne peinliches Stottern zu erwidern.

„Lieber Herr Konrad, würdet Ihr mir einen Gefallen erweisen?“ fragte sie ihn. „Was immer Ihr wünscht, Fräulein Hildrun“, entgegnete Konrad beflissen. „Wie kann ich Euch dienen?“ „Richtet meiner Mutter doch bitte aus, dass es noch ein wenig dauern wird, bis ich den Strauß beisammen habe. Blumen in den rechten Farben zu finden erweist sich als schwieriger, als ich dachte.“ Eifrig versicherte Konrad, der Herrin diese Mitteilung zu überbringen, verabschiedete sich und ging beschwingt weiter. Er hätte am liebsten lauthals gesungen, so glücklich machte es ihn, einige Worte mit Hildrun gewechselt zu haben.

Doch seine gute Stimmung wurde rasch wieder zunichte gemacht, als er die Burg erreichte. Vor dem Wall drangsalierte Goliath einige Waffenknechte, die sich im Umgang mit Speer und Schild üben mussten. Die rohe Stimme des riesenhaften Kriegers dröhnte ohrenbetäubend, wenn er abwechselnd Befehle und grobe Beleidigungen barsch herausbrüllte. Konrad hoffte unbemerkt das Tor zu erreichen, doch Goliath sah ihn und verstellte ihm den Weg.

„**M**aria und Joseph, wenn das nicht unser Heide ist“, tönte er und lachte schallend. „Zum letzten Mal, ich bin ein Christ wie du!“ schleuderte Konrad ihm ärgerlich entgegen. Ständig versuchte Goliath ihn mit Beleidigungen zu reizen. Und nie war er sich sicher, ob es dieser furchteinflößende Koloss dabei belassen würde. „Wie ich willst du sein? Was bildest du dir ein!“ röhnte der Krieger feindselig und packte ihn am Wams. „Ich bin ein aufrechter Sachse und als Sohn von Christen geboren. Du bist ein slawischer Götzendiener und wirst immer einer bleiben!“

Konrad verspürte den Drang, sein Schwert zu ziehen. Aber das wäre unsagbar dumm gewesen, denn Goliath war auch der Leibwächter der Herrin. Es hieß, sie habe ihn in Jerusalem vor dem Henkersbeil bewahrt, und seitdem diene er ihr mit hündischer Ergebenheit. Ihn zu töten oder auch nur ernstlich zu verletzen, hätte Konrad die Ungnade ihre erbitterte Ungnade eingetragen. Das wollte er um keinen Preis riskieren.

Aber er hatte auch nicht die Absicht, tatenlos zu bleiben. Ehe der schwerfällige Koloss reagieren konnte, holte Konrad mit dem rechten Arm aus und ramnte ihm die Faust fest in die Magengrube. Goliath blieb die Luft weg, mit weit aufgerissenen Augen krächzte er ein Keuchen heraus und krümmte sich. Diesen Moment nutzte Konrad. Er entwand sich mit Leichtigkeit Goliaths gelockertem Griff und versetzte ihm einen weiteren Schlag, der ihn zu Boden gehen ließ. Während der Krieger um Atem ringend im Gras lag, machte Konrad, dass er schleunigst durch das Tor ins Innere der Burg gelangte.



Die Buchstaben auf dem Pergament waren ungeschlachtet, die Zeilen krumm. Herr Heinrich konnte nicht verhehlen, dass er sich mit der Feder viel schwerer tat als mit dem Schwert. Dennoch ließ er es sich nicht nehmen, mit eigener Hand das Schreiben zu verfassen, das er dem Missionar Vicelin mitzugeben gedachte.

„Eure Gelehrsamkeit erstaunt mich jedes Mal aufs Neue“, sagte Vicelin. „Nie zuvor traf ich einen Mann des Krieges, der lesen und schreiben kann.“ Die beiden Männer, der eine im schlichten Wams, der andere in einer groben braunen Kutte, saßen sich am groß gezimmerten großen Tisch im kargen Wohngemach des Ritters gegenüber. Abgesehen von der Schlafkammer, die nur durch eine Wand aus einfachen Holzbohlen vom Rest des Raums abgeteilt war, gab es kein weiteres Zimmer im Herrenhaus. Wäre nicht durch die weit geöffnete Tür helles Tageslicht in den niedrigen Raum gelangt, hätte wegen der dünn geschabten Tierhäute vor den kleinen Fensteröffnungen dämmeriges Halbdunkel geherrscht.

Herr Heinrich sah von dem Pergament auf und lächelte. „Es mag Euch unglaublich scheinen, aber ich kann noch mehr als das.“ Er stellte fest, dass der letzte Buchstabe kaum noch zu erkennen war und tauchte die trocken gewordene Feder in das vor ihm stehende Tintenfasschen. „Während meiner Jahre im heiligen Land lernte ich die lateinische und welsche Sprache. Ich kenne die Kriegskunst der Griechen wie auch der Sarazenen. Ich habe...“ Sein Blick verschwamm ein wenig; leise Wehmut mengte sich in seine Stimme. „Ich habe die Wunder der Welt gesehen. Städte von märchenhafter Schönheit unter einem ewig blauen Himmel ... so fern von hier.“

Er seufzte kurz. Dann setzte er die Feder erneut an. Er musste achtgeben, denn Fehler ließen sich nur mühsam korrigieren, indem man die Tinte völlig trocknen ließ und dann die betreffende Stelle mit dem Federmesser behutsam abschabte, ohne dabei zu viel von dem empfindlichen Pergament fortzukratzen. Diese Geduldsprobe wollte sich der Ritter nach Möglichkeit ersparen.

„Dass Ihr nach all den Jahren, in denen Ihr so viel Wundersames erleben durftet, nun an diesem wilden, abgelegenen Ort weilen müsst, empfindet Ihr gewiss als ein böses Los“, meinte Vicelin mitfühlend. „So zu denken steht mir nicht zu“, erwiderte der Ritter entschieden, ohne vom Pergament aufzuschauen. „Kaiser Lothar hat mich damit betraut, hier an der Grenze des Reiches den Frieden zu wahren und Recht zu sprechen. Das ist meine Pflicht, die ich so lange erfülle, wie es von mir verlangt wird.“

Vicelin runzelte die hohe Stirn. „Das könnte sehr lange sein. Lothar ist tot. Und wenn die dürftigen Meldungen zutreffen, die bis hierher dringen, könnte sein Nachfolger auf Jahre vollauf damit beschäftigt sein, die Krone gegen missgünstige Rivalen zu verteidigen. An einen Lehnsman an der Slawengrenze zu denken, dürfte ihm dann die Zeit fehlen.“

„Mag sein“, pflichtete Heinrich ihm widerstrebend bei, wurde jedoch nicht wankend. „Dennoch verlangt meine Ehre, dass ich nicht klage.“ „Eure Haltung ist untadelig“, stellte Vicelin anerkennend fest. „Und wie steht es um Eure Gemahlin? Leidet sie nicht unter dem Dasein in dieser ärmlichen Ödnis?“ Herr Heinrich vollendete seinen Namenszug unter dem Schriftstück, legte den Federkiel beiseite und hob den Kopf. „Constanza liebt dieses Land nicht, was ich Ihr kaum verdenken kann“, meinte er. „Doch sie ist ein ergebenes Weib, das seinem Mann treu zur Seite steht. Immer und unter jeglichen Umständen.“



Konrad brauchte nicht lange nach der Herrin Ausschau zu halten. Er traf sie auf dem Burghof an, wo sie gerade die Stoffe eines fahrenden Händlers in Augenschein nahm. Ihre Miene verriet überdeutlich, wie sehr die magere Auswahl und die dürftige Qualität ihr Missfallen erregten. Bei ihr befand sich ihre Zofe Fatima, eine morgenländische Schönheit mit tiefschwarzem Haar, die nie von der Seite ihrer Herrin wich. Die Gemahlin des Ritters Heinrich hatte sie aus dem heiligen Land mitgebracht. Unter anderen Umständen hätten ihre geheimnisvollen fremdartigen Reize Konrad leicht berücken können; doch seine Gedanken galten allein Fräulein Hildrun.

Er wartete, bis die Herrin den letzten Stoffballen naserümpfend begutachtet und den Händler fortgeschickt hatte. Dann trat er mit dem gebührenden Respekt an sie heran und richtete ihr die Mitteilung ihrer Tochter aus. Jedes seiner Worte wog er sorgfältig ab, denn er konnte sich nie des Eindrucks erwehren, dass ihm die Herrin nicht sonderlich gewogen war. Sie begegnete ihm stets mit Herablassung, und so war es auch an diesem Tag.

„So, das hat sie dir also für mich auf den Weg mitgegeben“, entgegnete die Herrin geringschätzig. „Nun gut. Aber wenn sie sich zuviel Zeit lässt, wirst du gehen und sie holen.“ Konrad neigte gehorsam den Kopf. „Wie Ihr befiehlt. Wenn Ihr mich nun entschuldigen wollt, Euer Gemahl wartet schon auf mich.“ „Tut er das? Nun, ich wollte jetzt gleichfalls zu ihm. Doch du sollst ihn nicht warten lassen. Begleite mich und sprich als Erster mit ihm, wenn dein Anliegen so wichtig ist.“ „Habt Dank, Herrin“, erwiderte Konrad. Er folgte der Herrin und Fatima zum Wohnhaus. Insgeheim hoffte er, Fräulein Hildrun würde sich in der Tat verspäten, so dass er sie zurückholen musste und eine kurze Weile in ihrer Nähe sein durfte.

Als sie das Haus betraten, nahm Vater Vicelin gerade Abschied vom Herrn und dankte für das Schreiben, das er ihm mit auf den Weg gab. Doch Ritter Heinrich wehrte bescheiden ab und versicherte, es sei ihm eine Freude, Bischof Adalbert von Bremen wissen zu lassen, wie hingebungsvoll sein früherer Zögling das Missionswerk im Slawenland betrieb.

Nachdem der Priester gegangen war, richtete Konrad das Wort an den Ritter: „Wie Ihr befehlt, habe ich die Bauern im Umland von Barniche aufgesucht und ihnen zugeredet“, berichtete er. „Sie sind nicht glücklich, doch sie erkennen den Sinn Eurer Anordnung und werden ihre Äcker nach sächsischer Art abstecken.“

Herr Heinrich legte die Hände zusammen und nickte. „Gut, das nimmt mir eine große Sorge. Dass die Slawen keine festen Felder haben, machte mir eine gerechte Bemessung ihrer Abgaben unmöglich. Sie sollen gegenüber den Deutschen nicht im Nachteil sein. Fiel es dir sehr schwer, die Bauern zu überzeugen?“ „Sie geben ihre angestammten Bräuche nur schweren Herzens auf. Aber es gelang mir, sie zu gewinnen.“ „Du hast deine Aufgabe gut erfüllt, Konrad“, lobte der Ritter. „Nach dem langen Fußmarsch musst du durstig sein. Setze dich, ich will dir Wein bringen lassen.“ Konrad dankte, bat aber darum, zunächst die Kapelle zum Gebet aufsuchen zu dürfen. Sein Herr zeigte Verständnis dafür, dass der Durst der Seele vor dem Durst des Leibes gestillt werden musste und erlaubte ihm zu gehen.

Kaum war er fort, trat die Herrin, die sich bis dahin stumm im Hintergrund gehalten hatte, auf ihren Mann zu und erhob anklagend die Stimme: „Heinrich, wie lange soll das noch so gehen! Seit bald sieben Jahren sind wir an diesem furchtbaren Ort lebendig begraben. Diese endlos langen Winter, diese schreckliche Einsamkeit, ringsum nichts als finstere Wälder und Moore. Das ist keine Gegend zum Leben!“ „Ich kann dich verstehen“, meinte Heinrich. „Doch der Kaiser hat mir diesen Posten übertragen. Und nur ein kaiserlicher Befehl kann mich von hier wieder abberufen. Bis dahin werde ich ausharren und getreulich tun, was meine Pflicht gebietet.“ „Kaiser Lothar versprach, dass wir nur kurze Zeit hier bleiben würden. Er wollte dich zum Lohn für deine Verdienste als seinen Gesandten nach Sizilien schicken, in meine Heimat.“ „Das wollte er“, bestätigte ihr Gemahl betrübt. „Doch wie du weißt, starb er, bevor er sein Versprechen einlösen konnte. Wie müssen uns gedulden. Sicherlich wird der neue König, irgendwann auf mich aufmerksam, wenn ich meine Pflichten einige Jahre hindurch gut und treu erfülle. Dann könnte er wahrmachen, was sein Vorgänger versprochen hat.“

Die Herrin schlug aufgebracht die Hände zusammen. „Einige Jahre! In einigen Jahren sind wir in diesem Loch vermodert! Soll deine Tochter hier im Schlamm und Dreck der Wildnis aufwachsen, wenn sie auf den Gütern meiner Familie in Palermo auf

Marmorböden schreiten könnte?“ „Gott weiß, ich wüsste sie lieber dort als hier. Aber ich vermag es nicht zu ändern. Nicht, solange ich mich nicht in den Augen des neuen Königs durch lange, gute Dienste hervorgetan habe“, sagte der Ritter voller Bedauern.

Der Blick der Herrin war zornig, aber sie entgegnete nichts. Brück wandte sie sich ab und verließ mit Fatima das Haus. Ritter Heinrich blickte ihr nach, schüttelte bekümmert den Kopf und nahm sich dann das Wachstäfelchen vor, auf dem er einige flüchtige Notizen zu einem unerquicklichen Rechtsstreit zwischen einem Deutschen und einem slawischen Pachtbauern eingeritzt hatte.



Konrad kniete vor dem aus Backstein gemauerten schlichten Altar in der kleinen Kapelle. Er hatte Gott um Verzeihung dafür gebeten, dass er bei der Überquerung des Baches in heidnischen Aberglauben verfallen war. Nun fühlte er sich besser; fast konnte er die Erleichterung körperlich wahrnehmen. Plötzlich berührte ihn jemand von der Seite an der Schulter. Er schaute auf und blickte zu seiner Überraschung in das Gesicht Fatimas. „Vergebt die Störung. Meine Herrin wünscht Euch zu sprechen“, sagte sie leise. Der Klang ihrer dunkel raunenden Stimme trug in sich eine sehnsüchtige Ahnung weit entfernter, wundersamer Länder.

„Deine Herrin?“ fragte Konrad ungläubig. Dann wandte er sich um und sah Constanza eintreten. Sogleich sprang er auf und verneigte sich, während Fatima flugs die Kapelle verließ und von außen die Tür schloss. „Ich habe bemerkt, dass du meiner Tochter zugeneigt bist“, begann die Herrin ohne Umschweife, wenn auch in mildem Tonfall. „Versuche nicht, es abzustreiten. Mir ist nicht entgangen, wie verzückt du sie ansiehst. Ja, selbst wenn nur ihr Name genannt wird, leuchten deine Augen schon auf.“ Konrad war wie vor den Kopf geschlagen. Dass seine Gefühle, die er vor aller Welt gut verborgen geglaubt hatte, ausgerechnet der Herrin kein Geheimnis waren, versetzte ihm einen fürchterlichen Schrecken.

„Ich, ich bitte Euch um Verzeihung für meine Anmaßung, Herrin“, flehte er verängstigt. „Zürnt mir nicht. Ihr habt mein Ehrenwort im Angesicht des Allmächtigen, dass ich nie/niemals...“ Sie hob lächelnd die Hand und bedeutete ihm, sich zu beruhigen. „Aber, aber. Warum sollte ich erzürnt sein? Mein Gemahl spricht nur gut über dich. Du bist ein junger Mann von vorbildlichem Wesen. Ich könnte durchaus geneigt sein, dir Hildrun zur Frau zu geben.“

Konrad wollte seinen Ohren kaum trauen. Er fiel aus allen Wolken und war für einen Moment völlig unfähig, auch nur einen Laut über die Lippen zu bringen. Als es ihm dann doch gelang, musste er um Worte ringen: „Oh! Ich – Herrin, das ist – ich – Ihr erweist mir große Ehre.“ „Natürlich müsstest du mir zuvor einen wahrhaft untrüglichen Beweis erbringen, dass du meiner Tochter würdig bist.“ „Was immer Ihr von mir verlangt, will ich tun!“ „Daran zweifle ich nicht“, sagte sie und trat vor den Altar.

Für einige Augenblicke betrachtete sie stumm das einfache Holzkreuz, das darauf stand, dann wandte sie sich jählings wieder Konrad zu: „Wie ich weiß, steht jenseits der Trave, gar nicht weit von hier, ein bedeutendes Götzenbild deines Stammes.“ Die unerwartete Abschweifung irritierte Konrad, doch er antwortete wahrheitsgetreu: „Ja, Herrin. Das Heiligtum des Vierfachen Gebirges... eines Götzen mit vier Gesichtern.“ „Und man sagt, es sei in den dichten Wäldern Barnices so gut verborgen, dass kein Fremder es finden könne ... was auf dich sicher nicht zutrifft. Von Vater Vicelin hörte ich, dass deine Schwester die Dienerin des Götzen ist.“

Die Erwähnung seiner Schwester bedeutete für Konrad eine furchtbare Peinlichkeit; er merkte, wie er vor Scham rot anlief. „Leider ist es so, Herrin. Svetlana ist die Priesterin des Heiligtums. Jeden Abend bete ich um ihre Abkehr vom Irrglauben.“ „Vielleicht kannst du erheblich mehr tun als zu beten“, meinte die Herrin geheimnisvoll. „Dir ist der Weg an jenen unchristlichen Ort doch sicher bekannt?“ „Gewiss, Herrin. Ich habe meine Schwester oftmals dorthin begleitet.“ „Dann wirst du dich dorthin begeben und das Götzenbild zerstören.“

Konrad erbleichte. „Aber – aber Herrin, das dürft Ihr nicht von mir verlangen! Alles, nur das nicht!“ Ihre Augen verengten sich zu schmalen Schlitzern und sie fixierte ihn durchdringend. „Und wieso nicht? Lebt in dir etwa doch noch Ergebenheit für deine falschen Götter?“ „Nein, beim Blute Christi, nein!“ wies Konrad diesen Verdacht hastig von sich. „Doch bedenkt – ich habe durch die Taufe schon meinen Vater gegen mich aufgebracht. Lege ich Hand an das Heiligtum, dann – dann mache ich mir meine gesamte Familie, meinen ganzen Stamm zu Todfeinden.“ „Nein, sie werden dir unendlich dankbar sein“, hielt die Herrin entgegen. „Fällst du das Götzenbild, erkennen sie die Machtlosigkeit ihres vermeintlichen Gottes. Du befreist sie aus der Knechtschaft des Dämons und öffnest ihre Seelen für Christi Barmherzigkeit. Selbst Fürst Přibislav, der Gebieter deines Vaters, könnte sich dadurch zur Annahme der Taufe bewegen lassen. Sie werden dich dafür feiern!“

Ich ... ich weiß nicht, ob...“, stammelte Konrad zutiefst verunsichert. Constanza runzelte verstimmt die Stirn. „Du bist nicht willens, Gott und deinem Volk einen so

edlen Dienst zu erweisen? Dann habe ich mich wohl arg in dir getäuscht und du bist meiner Tochter wohl doch nicht würdig.“ „Ich tue es, Herrin!“ versicherte Konrad in fast panischer Eile. „Gleich morgen früh will ich aufbrechen und vollbringen, was ihr mir aufgetragen habt.“ Ihre Miene glättete sich wieder und ein gnädiges Lächeln legte sich über ihre Lippen. „Nichts anderes habe ich von dir erwartet. Ich gebe dir Goliath mit. Mein Leibwächter ist der beste Krieger weit und breit, er wird von großem Nutzen sein. Ich unterstelle ihn dir und weise ihn an, alle deine Befehle so zu erfüllen, als wären es die meinen.“

Konrad sprach seinen Dank aus; innerlich aber stöhnte er gepeinigt auf. War der Auftrag alleine nicht schon niederdrückend genug? Musste das Schicksal ihn dabei auch noch an den höswilligen Grobian Goliath ketten? Einzig der Gedanke an das liebliche Gesicht Hildruns bewahrte ihn davon, zu verzagen.



Kurz vor dem Heraufdämmern des Morgens hatten Konrad und Goliath die Trave überquert. Nun bahnten sie schon seit einigen Stunden auf kaum erkennbaren, schmalen Pfaden ihren Weg durch den Wald. Dem Uneingeweihten hätte das Labyrinth aus uralten Bäumen, durch deren Kronen nur wenige Sonnenstrahlen drangen, leicht zur Falle werden können, in der er sich hoffnungslos verirrt. Konrad hingegen fand sich hier ohne Mühe zurecht. Nicht einmal musste er überlegen, welche Richtung als nächstes einzuschlagen war.

In der letzten Nacht hatte er sehr schlecht geschlafen, war von brennenden Zweifeln geplagt worden. Jetzt aber lag das alles weit hinter ihm. Er war zu der Überzeugung gelangt, dass die Herrin recht hatte. Durch die Zerstörung des Götterbildes würde er fraglos viel Gutes bewirken. Und nicht zuletzt gewann er die Hand Fräulein Hildruns. Wie konnte er sich da feige geben. Auch in anderer Hinsicht war er nunmehr beruhigt. Goliath war zwar brummig und sicherlich nicht erfreut, fügte sich aber wie immer widerspruchslos dem Willen seiner Gebieterin. Massig stapfte der Riese hinter Konrad daher, in der Hand einen Speer und über der Schulter die schwere Streitaxt.

„**U**nd das Götzenbild wird wirklich von Frauen bewacht?“ wollte er wissen. „Natürlich, das habe ich dir doch schon gestern lang und breit erklärt“, antwortete Konrad. „Von zwei jungen Priesterinnen mit langen Stäben. Männer dürfen keinen Dienst im heiligen Hain tun, und eiserne Waffen sind dort verboten.“ „Zwei Weiber mit Stöcken! Da lach' ich ja 'über“, höhnte Goliath. „Wir wollen sehen, ob du immer noch lachst, wenn du

gegen sie antreten musst. Man hat sie von Kindesbeinen an das Kämpfen gelehrt, damit sie das Heiligtum beschützen. In ihren Händen sind Stäbe tödlicher als jede Klinge eines Ritters, wie oft soll ich dir das noch sagen, bis du es endlich begreifst!“ „Blödsinn. Ich werd' Sie zwei mit links aufspießen, wart's ab.“ „Kein Blutvergießen!“ befahl Konrad scharf. „Wir werden Sie Wächterinnen nur überwältigen, aber nicht töten oder ernsthaft verletzen, verstanden? Niemand darf zu Schaden kommen!“ Goliath schnaubte abfällig. „Du spinnst ja.“ „Vergiss nicht, was deine Herrin gesagt hat. Meine Anweisungen sind ihre Anweisungen“, ermahnte Konrad ihn. Es war eine deutliche Warnung, und der hünenhafte Krieger verstand sie. „Jaja, schon recht. Keine Toten, keine Verletzten. Ich halte mich daran“, knurrte er widerstrebend.

Immmer tiefer drangen sie in den Wald vor. Gelegentlich blieb Konrad stehen und schaute um sich. Er hatte das merkwürdige Gefühl, dass ihnen jemand folgte. Aber nie war eine Menschenseele zu entdecken. Nach einer Weile ignorierte er das lästige Hirngespinnst einfach und setzte den Weg fort, ohne noch einmal zurückzublicken. Schließlich hatten sie ihr Ziel fast erreicht. Es galt nur noch, einen kleinen Bach zu überwinden. Auch hier ging Konrad voran. Er trat ins Wasser und murmelte: „Vergib mir, Kusalka, dass ich dich stö-“ Erschrocken biss er sich auf die Zunge. Wieder hatte er den Wassergeist angerufen! Würde er sich denn niemals von diesem unheilvollen Aberglauben lösen können? Schnell drehte er sich herum. Goliath hatte ganz offensichtlich nichts bemerkt. Der Krieger war voll und ganz damit beschäftigt, sicheren Tritt an der Böschung des Baches zu finden, was bei seinem enormen Gewicht keineswegs ein leichtes Unterfangen war. Konrad atmete auf. Er stieg mit einem Satz das andere Ufer hoch. Gleich hinter den nahebei stehenden Bäumen lag das Heiligtum. Das Ziel war erreicht. Nun begann die eigentliche Prüfung. Während Goliath sich neben ihm schwer keuchend aus dem Bach hinauf quälte, schickte Konrad ein Stoßgebet mit der Bitte um Beistand an Gott, Christus und seinen Namenspatron.

Konrad trat zwischen den Bäumen hervor; alleine, denn er hatte Goliath befohlen, sich vorerst nicht zu zeigen. Zunächst wollte er mit seiner Schwester sprechen, sie bitten, ihrem Irrglauben zu entsagen und ihm beim Sturz des Götzenbildes zu helfen. Vielleicht ließ Gott ja ein Wunder geschehen. Er gelangte auf die Lichtung, in deren Mitte sich das Bildnis des Vierfachen Gebieters erhob. Eine mächtige hölzerne Säule, die hoch emporragte und an deren Spitze vier geschnitzte härtige Antlitze nach Mittag und Mitternacht, nach Morgen und Abend spähten. Menschenalter um Menschenalter hatten Wind und Regen, Schnee und Sonne ihre Spuren auf den starren Gesichtern hinterlassen, die zerfurcht und verwittert aus der Ewigkeit in die vergängliche Welt der Menschen blickten und Ehrfurcht einforderten.

Zu beiden Seiten des Götterbildes standen die Wächterinnen, in weiße Gewänder gekleidet und die Kampfstäbe in Händen. Sie waren schön, unglaublich schön sogar, denn der Vierfache Gebieter liebte alles Schöne. Aber nie hatte Konrad sie anders als mit ernsten, würdevollen Mienen gesehen, nie ein Lächeln bei ihnen wahrgenommen. Wie er feststellte, waren sie nicht alleine. Gerade umschritt Svetlana, gleichfalls in Weiß gekleidet, barfuß das Bildnis und trug eine kleine Schale mit Früchten einher, die jedem der vier Gesichter einmal entgegenhielt und dabei beschwörend sang.

Dann bemerkte sie Konrad und verstummte augenblicklich. Sie stellte die Schale ins Gras und ging auf ihn zu, die Stirn ärgerlich in Falten gelegt. „Slavomir! Du wagst dich noch hierher! Nach allem, was du getan hast, Verräter!“ schimpfte sie. Konrad gab acht, nicht die Steine zu überschreiten, die den heiligen Bezirk um das Bildnis abgrenzten; er trug ein Schwert. Mit einer solchen Waffe das Heiligtum zu betreten, hätte seine Schwester noch mehr gegen ihn aufgebracht und sie jedem Bemühen um ihr Ohr unzugänglich gemacht.

„Ich bin kein Verräter, Svetlana. Du weißt das“, versuchte er, sich zu verteidigen. „Kein Verräter!“ stieß sie empört hervor. „Um deinen Hals hängt ein Kreuz, du dienst den Sachsen, aber ein Verräter willst du nicht sein, Slavomir?“ „Habe ich etwa dir Schaden zugefügt? Oder unseren Stamm? Ich folgte meinem Herzen, das mich zu Christus führte. Und bitte nenne mich nicht Slavomir. Mein Name ist nun Konrad, du weißt das.“ „Ich werde dich immer bei dem Namen nennen, den unser Vater dir gegeben hat“, beharrte die Priesterin. „Aber vielleicht ist es ja das, was dich stört – du verabscheust Vater ja, das ist bekannt.“ „Als ich mich taufen ließ, hat er mich verstoßen! Soll ich ihm dafür etwa dankbar sein?“ brauste Konrad auf. „Und selbst du bist doch angewidert von den blutigen Opfern, die er dem dunklen Zerneboch darbringt. Das ist ein schrecklicher Irrweg. Ich bin hier, weil...“

Weiter kam er nicht, denn in diesem Moment stürzte Goliath laut brüllend aus den Büschen und rannte mit gesenktem Speer auf die Wächterinnen zu. Konrad schrie, er solle stehenbleiben, doch er reagierte nicht. Der riesenhafte Krieger griff die zwei Kämpferinnen an. Doch sie reagierten innerhalb eines Lidschlags. Behende wichen sie der Attacke des unbeweglichen Kolosses aus, wirbelten herum und schlugen mit den langen Stäben auf ihn ein. Die Treffer waren so schmerzhaft, dass er gepeinigt aufheulte. Er fuhr herum, und sogleich schlug ihm eine der Wächterinnen auf die Hand; er röhrte und ließ den Speer fallen; dann ramnte die andere ihm das Ende ihres Stabes in die Magengrube. Goliath röchelte und ergriff die Flucht, wie ein verwundetes Tier. Aber die Kämpferinnen dachten gar nicht daran, ihre Beute entkommen zu lassen. Sie setzten ihm nach und holten mit den Stäben zu Schlägen aus, die ihm den Tod bringen sollten.

Ein Zischen aus dem Nichts. Eine der Kämpferinnen ächzte und stürzte ins Gras. Ein Pfeil hatte sich in ihre Brust gebohrt. Die andere sah es voller Schrecken und war nur für einen winzigen Moment wie gelähmt. Dann versuchte sie, schnell davonzulaufen, in die sichere Deckung naher Büsche. Aber es war zu spät. Ein weiterer Pfeil traf sie in den Hals. Blut hervorgurgelnd brach sie zusammen.

Konrad war stumm vor Grauen. Das Schlimmste, das Allerschlimmste war geschehen. Was er um jeden Preis verhüten wollte, hatte sich vor seinen Augen zugetragen. Und er hatte nichts dagegen tun können. Mit beiden Händen fasste er sich an den Kopf, wollte seine Augen verdecken, schaffte es aber nicht. Svetlana sank schluchzend neben ihm zu Boden.

Mit immer noch schmerzverzerrtem Gesicht gab Goliath den Toten grobe Verwünschungen auf den Weg ins Jenseits mit. Zugleich trat aus dem Gehölz ein wieselgesichtiger Mann mit einem Bogen und einem Köcher voller Pfeile. Konrad erkannte ihn sofort; es war Falk, der Jäger der Herrin Constanza. „Du Hund! Wieso bist du hier!“ schrie Konrad wutentbrannt und lief mit geballten Fäusten auf ihn zu.

„Weil ich euch gefolgt bin“, entgegnete Falk ruhig. Er zog den Pfeil aus der Brust der Wächterin und wischte an ihrem Gewand das Blut von der kostbaren Eisenspitze. „Saubere Treffer. Darauf kann man schon stolz sein.“ Goliath, der sich die schmerzende Hand rieb, nickte mit einem noch sehr gequälten Grinsen. „Gut gemacht, Falk. Und jetzt hauen wir das Götzenbild um.“

„Seid ihr des Wahnsinns! Du bist uns unerlaubt nachgeschlichen, Falk! Und du hast meine Befehle missachtet, Goliath! Wisst ihr überhaupt, was ihr angerichtet habt! Dafür wird die Herrin euch das Fleisch vom Rücken peitschen lassen!“ herrschte Konrad die beiden Männer an. Sein Gesicht war tiefrot angelaufen vor Zorn. Doch Goliath lachte nur schallend. „Wir werden ja sehen. Erst mal muss der Götze dran glauben. Hier, das ist deine Aufgabe.“ Er zog die Streitaxt aus dem Gürtel und drückte sie Konrad in die Hand, der vor Wut über diese abscheuliche Dreistigkeit sprachlos war. Alles würde er der Herrin haarklein berichten, denn wenn es nun zu einer Katastrophe kam, mussten die Schuldigen ihre Strafe erhalten. Ein Heiligtum durch Waffengewalt und Blutvergießen zu entweihen, war für sein Volk der allergrößte Frevel. Sein Vater würde alle seine Kämpfer über die Trave führen, um grausame Vergeltung an den Sachsen zu üben. Ja, selbst Fürst Přibislav könnte durch die Untat so sehr in Hass entflammen, dass er den lange währenden Frieden aufkündigte, um das Land mit Krieg zu überziehen und blutige Rache zu nehmen. Wenn das geschah, mussten Goliath und Falk dafür sühnen.

„Was ist? Angst davor, dass der Dämon einen Blitz nach dir schleudert?“ feixte der Riese, als Konrad einen Moment lang unschlüssig die Axt in seinen Händen betrachtete. Konrad biss die Zähne zusammen. Er ging los und überschritt mit der Axt die Grenze des heiligen Bezirks. Ein dumpfer Stich durchfuhr ihn, als er in das Heiligtum trat, doch er ging weiter, bis er vor dem Bildnis des Vierfachen Gebieters stand. Noch einmal zauderte er. Er sah hinüber zu seiner Schwester, die im Gras lag und ihn bleich und fassungslos anstarrte. „Vergib mir. Ich flehe dich an, vergib mir“, bat er sie den Tränen nahe. Dann holte er aus und ließ die Axt ins uralte Holz krachen.

Gestürzt lag der Vierfache Gebieter auf dem Boden, sein Stumpf war zersplittert und geborsten. Konrad fühlte sich so grässlich schlecht, wie Goliath und Heinrich vergnügt waren. Es wurde Zeit zum Aufbruch, damit sie genügend Vorsprung hatten, wenn die Bewohner Barnices die Entdeckung machten, dass ihr Heiligtum auf fürchterliche Weise entweiht worden war. Svetlana lag neben dem gefallenem Bildnis der Gottheit. Ihre Augen waren gerötet, denn sie hatte bei jedem Hieb der Axt bitter geweint. Konrad wollte von ihr Abschied nehmen und sie nochmals um Vergebung bitten. Aber sie wich seinem Blick voller Ekel aus. Niedergedrückt wandte er sich zum Gehen. Goliath und der Jäger warteten bereits ungeduldig.

Sie hatten das Gehölz bereits durchquert und überwand den Bach, da hörte Konrad hinter sich die Stimme seiner Schwester. „Ich verfluche dich, Slavomir!“ hallte es durch den Wald. „Hörst du, ich verfluche dich! Was immer du erstrebst, soll dir verwehrt bleiben! Heimatlos sollst du sein, zerfressen von Angst und Einsamkeit! Mein Fluch über dich!“ Eiskalt lief ein Schauer durch Konrad' Leib. Er wollte hier fort, nur fort. Gehetzt schlug er den Weg ein, der zurück zur Trave führte und eilte so schnell voran, dass seine beiden Begleiter kaum Schritt halten konnten. Noch lange glaubte er, Svetlanas von ferne gespenstisch widerhallenden Rufe zu vernehmen.



Die Dunkelheit senkte sich bereits über das Land, als sie endlich wieder Barnice erreichten. Wie abgesprochen, erwartete die Herrin sie in einem der Nebengebäude der Burg. Konrad konnte kaum erwarten, ihr von den Verfehlungen ihres Leibwächters und ihres Jägers zu berichten; der Gerechtigkeit musste Genüge getan werden. Vielleicht ließ sich ja das Ärgste verhindern, wenn man die Schuldigen auslieferte. In einem Raum, der durch die Flamme eines rußenden Kienspans in ein rastlos flackerndes Halblicht getaucht war, trat er vor sie und neigte den Kopf.

„Nun, Konrad? Das Götzenbild ist zerstört, wie ich es verlangte?“ erkundigte sie sich. „Ja, Herrin“, bestätigte er. „Doch um den Preis zweier Menschenleben, wenn es auch nicht durch meine Hand geschah. Ich werde erst würdig sein, um die Hand Eurer Tochter anzuhalten, wenn ich mich durch Gebete und Sühne Läuterung erfahren habe.“ Die Herrin lachte amüsiert. „Du hast viel Zeit zur Läuterung, denn Hildrun wirst du ohnehin nicht heiraten.“ „Aber – Herrin!“ Konrad war, als hätte ihm jemand einen Hieb in die Leibesmitte versetzt. „Ihr ... Ihr verspracht mir doch...“ „Du dummer Tropf. Glaubtest du allen Ernstes, ich würde dir meine Tochter ausliefern? Einem Barbaren, der gestern noch vor Götzen kroch? Wach auf, du Narr!“

Ihre Worte bohrten sich schmerzhaft in Konrad' Ohren. Verstört und mit zitternder Zunge keuchte er: „Es ging Euch also auch gar nicht darum, dass ich mich würdig erweise? Doch ... doch wieso musste ich dann überhaupt das Heiligtum zerstören? Warum?“ „Eigentlich hat dich das nicht zu interessieren. Aber ich will gnädig sein. Es ging mir einzig darum, Fürst Pribislaws Zorn zu entfachen, damit er gegen uns in den Krieg zieht.“ „Doch wozu das? Wozu Krieg heraufbeschwören?“ Der Blick der Herrin wurde hart und stechend. „Damit sich mein Gemahl im Kampf hervortut. Im Kriege kann er sich mit dem Schwert in wenigen Wochen ungleich mehr Ansehen erwerben als in Jahren des Friedens mit Federkiel und Richtersprüchen. Dann belohnt der König ihn und wir werden von der Gefangenschaft in diesem dreckigen Stall am Ende der Welt erlöst. Wir können fort, an einen Ort, wo ich für meine Tochter einen standesgemäßen Mann finde. Dazu dient mir der Krieg.“

„Ihr habt mich betrogen und benutzt, um Unglück über das ganze Land zu bringen!“ schleuderte Konrad ihr erobert entgegen. „Denkt nicht, ich nehme das hin! Ich gehe auf der Stelle zum Herrn und setze ihn über das alles in Kenntnis. Vielleicht vermag er noch zu verhindern, dass euer böser Plan blutige Frucht trägt!“ „Oh, du armer Dummkopf“, höhnte ihn die Herrin herablassend. „Wem wird er Glauben schenken? Seiner Gemahlin oder einem halben Heiden? Dabei fällt mir ein ... mein treuer Goliath, erzähle mir doch, wie Konrad sich verhalten hat.“ Der Krieger, der die ganze Zeit hindurch geschwiegen hatte, trat nun einen Schritt vor. Im tänzelnden Fackelschein wirkte sein hämisches Grinsen fratzenhaft. „Sehr verdächtig, Herrin“, berichtete er. „An einem Bach rief er eine heidnische Dämonin an, und ehe er mit der Axt ausholte, bat er den Götzen laut und deutlich um Vergebung. Ich hörte es genau und kann es beschwören.“ „Ich gleichfalls“, meldete sich Falk zu Wort.

Konrad konnte es nicht fassen. Er merkte, dass er sich bereitwillig in ein Netz hatte treiben lassen, in dessen Maschen er sich nun unrettbar verfangen hatte. In geheucheltem Mitleid schüttelte die Herrin den Kopf. „Es sieht gar nicht gut aus für dich. Nicht nur, dass du auf eigene Faust und ohne Erlaubnis mitten im Frieden ins

Slawenland gehst und dort Dinge tust, die vielen Menschen Unheil eintragen werden. Mein, du hast auch noch Christus verraten. Welche Strafe auf den Rückfall ins Heidentum steht, brauche ich dir gewiss nicht zu sagen.“

Alle Kraft wich aus Konrad und er senkte hoffnungslos den Kopf. Nun wusste er, dass er auf Gedeih und Verderb seiner Herrin ausgeliefert war, die ihn gänzlich in der Hand hatte. „Ich könnte dir als lästigem Mitwisser einfach von Goliath den Hals umdrehen lassen. Er täte das zweifellos mit Vergnügen. Doch du sollst am Leben bleiben“, meinte sie nachsichtig. „Niemand hier würde deinen Behauptungen Glauben schenken. Und zu deinem Volk gehen, um ihnen alles zu offenbaren, kannst du auch nicht. Sie würden dich erschlagen, bevor du ein Wort herausbrächtest.“

Sie ging hinüber zur Tür, wandte sich aber dann noch einmal um und befahl abschätzig: „Morgen früh bist du aus Barnice verschwunden. Lässt du dich hier jemals wieder sehen, könnte es sein, dass ich vergesse, wie milde und gütig ich bin.“ Dann verließ sie das Haus. Falk der Jäger folgte ihr mit gebührendem Abstand, dann als Letzter Goliath. Im Gehen drehte sich der Krieger noch einmal um und lachte dröhnend, bevor er verschwand und die schwere Holztür mit einem Krachen hinter sich zuschlug. Konrad war alleine.



Die Novelle „Slawendämmerung“
wurde vom Lübecker Autoren Oliver Henkel
als Vorlage für das Drehbuch „Deus Vult“
im Auftrag des Filmprojektes Handy-Cap-Film
des Therapie-Theaters-Reinfeld geschrieben.

www.therapietheater.de
www.dailymotion.com/therapietheater
www.oliverhenkel.com

(C) 2011 therapietheater.de